

(Nachdruck verboten.)

39) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Han.

Die in Todesangst auf die beiden Männer starrende Blonde wollte leise bitten.

„Aber Georch! Georch! . . .“

Er schrie sie an und wandte sich wieder an den Schwarzhaarigen, der das linke Auge aufreißend, plötzlich sagte:

„Aber die blaße Adele, die braucht eenen, was?“

Georg lachte.

„Die braucht keenen und die hat noch keenen! Wat die braucht, det hat sel Kemlich 'n Freund, der ihr beschikt vor solche Elemente, wie Du eena bist! Un der nie nich dran denkt, det arme Meechen ooch bloß een roten Pfennich abzunehmen, Du Duffell!“

„Georch,“ sagte seine Schwester wieder, „laß ihn doch, er hat mir ja nisch jetan! Er war ja jut! . . .“

„Jetan soll er Dir ooch noch wat hab'n? Na, det wer det letzte, denn könnt er wat erleben! . . . Is et etwa nich jenuch, det er Dir Dein Feld abnimmt, wat de Dir uff sonne hundsstöttsche Art und Weise badienen mußt! Is det noch nich jenuch, nee? Na, wat stehste denn da noch imma, Du?“ wandte er sich jetzt im auslobernden Borne, wie ein gereizter Stier, dumpf aufbrüllend, an den andern, der einen Schritt zur Tür hintrat und die rechte Hand in die Tasche senkte . . .

Doch Georgs Auge wich nicht eine Sekunde von ihm, und unter diesem flammenden Blick fand er die Kurage nicht, die Hand, in der das Messer bereit lag, aus der Tasche zu ziehen.

„Kaus!“ sagte Georg und kam auf ihn los.

Retrierend keuchte der andere:

„Warte, Dul Det sollste sehn! . . . De Brieder, die wern Dir schon!“ . . .

Damit war er hinaus und Georg warf die Tür hinter ihm zu und riegelte ab.

Dann ging er ein paarmal in dem rot erleuchteten Raume hin und her; Ella saß bedrückt auf dem Rande des aufgeschlagenen Bettes.

„Nu wern se mir't Leben schwer machen, wie se kenn,“ seufzte sie, „Du hast ja keene Ahnung, wie die zusammen halten, und Du wirst et ooch bald sehn! Wer eenen aus'n Klub was tut, der hat se jleich alle uff'n Hals . . . lieber Georch, Du bist ja gut, aber wall soll ich denn nu machen? Denkste ich kann jetzt noch in 'n Cafe gehn? Un wenn wa ooch janz wo anders hingiehn, die Klubs sind alle einig miteinander! Was der eene sagt, das muß der andere tun! Du sollst mal sehn, Georch, Dich beissen se ja ooch raus! . . .“

Georg lachte sorglos. Zum erstenmal, solange er ihn kannte, dachte er voller Befriedigung an den grünen Heinrich. Die andern konnten ihm sonst was! Und jetzt wußte er auch, was er dem Grünen sagen wollte, morgen, wenn sie sich trafen! . . . Er beruhigte die Schwester und verstand es in dem langen Gespräch, was die Geschwister in dieser Nacht noch hatten, geschickt in Erfahrung zu bringen, daß Frau Amanda Poppe, weil sie jeden Tag mit ihrer Flucht rechnen mußte, ihr ganzes Geld in einem eisernen Kasten, im Schlafzimmer unter ihrem Bett verwahrte.

Erst gegen Morgen schliefen Georg und Ella ein. Sie hatte ihm ihr Bett abgetreten und lag selbst auf dem Divan. Und da ruhte sie, nach langer Zeit zum erstenmal wieder mit einem reinen heiteren Lächeln auf dem jungen Gesicht, das soviel Böses gesehen und dem das Schlimmste und Schmerzlichste noch aufgehoben war.

26.

„Det hettste nu vielleicht lassen kenn!“ sagte der grüne Heinrich, als er und Georg gegen 10 Uhr abends das Elisabethufer hinuntergingen, „id weech nich, wenn id det vameiden kann, denn mach id mir in meinem eigenen Kreis keene Panzen! . . . Na ja,“ fuhr er auf eine unwillige Bewegung Georgs fort, „id weech, 't is Deine Schwester. Un Du bist ebent 'n Mensch, der zu seine Familie hält . . . id for meene Parte, id kenn sowat janich! Sach' mal, Du kannst da jewis

nich erinnern, det id da schon mal mit meine Familie belästigt habe . . . Un dabei leben se . . . Später, wie id in Fiersorje kam, da hab id se wieder mal jesehn . . . Meine Olla hat denn 'n Tischler jeheriratet un da is, soviel id jehert habe, noch 'n ganzet Jehend Kinda . . . Na, mein Sejen haben se, aber Sehnjucht, Sehnjucht nach Hause . . . nee weechste Georch, id weech ja nich wie son Ding aussieht. Id find's ooch Quatsch! . . . Wenn zwe Menschen zusammen krauchen un machen 'n Kind, det is schon schlimm jenuch, det dabei der Wurm nich jefragt wird, ob er will oder nich . . . Id sage Dir, id hätte nich jewollt! . . . Denn wat id vor ne Kindheit durchjemacht habe — na, weichte, man sollt ja nich jloben, det son kleenet Jesehpt so jequält wern kann. . . . Die Frau, wo id zuerst war, wo id noch so dran denken kann, die hatte alleene viere und jing waschen . . . Aber der Mann war zu Hause. 'n Saifer! Der hatte sich nun janz was Besonderes mit mir ausjedacht: Id mußte 'n de Beene hinhalten und denn schmierte er mir de Sohlen mit Tasseese in — Stiebel und Strimpfe jab et natürlich nich! — un denn mußt id loosen. Natürlich schlug id immerzu hin un denn wollt er sich dodlachen . . . Un wie id 't erscht raus hatte un lief breitbeinig, da schlug und stieß er mit so langen Stoch, det id doch hinplumpste . . . Na un Steile jab't iebahaupt bloß einmal 'n Tag! Un zu essen war for mir so jut wie janisch da, die Hauptsache war, det id fuffzehn Mark brachte . . . Natürlich klaute id schon als kleiner Junge wie'n Rabe und denn nachher in Fiersorje . . .“

Er schwieg und lachte tonlos in sich hinein. Georg, immerfort an ihr heutiges Ziel denkend und von einer entsejlichen Unruhe gefolttert, glaubte etwas sagen zu müssen. In einem Ton, aus dem man seine Zerstretheit und die innere Angst heraushörte, sprach er:

„Ne, dies kann id wirklich nich sagen! Meine Eltern haben schon für uns jesorcht . . . bloß der Alte . . . na, det is 'n Mensch, der sein Leben lang nisch Unrechtes jetan hat . . . der kann sich nicht rinfinden in sowat . . . un denn will er in alles reinreden. Det jehet doch nich, dazu bin id doch zu alt! . . .“

„Ja, aber 't is doch merkwürdig, det ihr denn so janich jeworden seid . . . Du und Deine Schwester . . . Dr sagt doch, dat se son anstendjet und nettet Meechen war . . . jeh mal, Georch, wenn sowat passiert, id weech nich, denn hab id imma de Eltern in Badacht . . . aber Dir hab'n se doch wenigstens Lieb jehabt, so lange de kleen wahst . . . bei mir, na Mensch! wenn Du det durchmachen solltest, wat id in det rote Haus da draußen in Friedrichsberg ausjstanden habel Ne, mit mir hat, solange id lebe, noch keen Mensch Mitleid jehatt . . . und darum habe id ooch keen Mitleid! mit keenen! . . . ob se arm sind oda reich, vor mir sind et meine Feindel . . . un darum hab id ooch keene Angst nicht uff son Weg wie heite . . . Du hast det imma nich jloben wollen, wenn id Dir sage, id arbeete . . . siehste, det is eben meine Arbeit, un so wien Arbeiter, wenn er früh rausjehet an seine Arbeitsstelle, so ruhig, wie der dabei is, so ruhig bin id ooch! . . . Passiert mir wat, na scheen, damit muß id eben rechnen . . . aber eben so leicht kann ooch 'n andern wat passieren . . . de Hauptsache is kalt Blut und warm anjezogen! . . .“

„Aber ängstigste Dir denn nich, det is doch . . .“ Georg stockte, und sein schweres Atmen ließ das, was er von seiner eigenen Furcht und Verzagttheit sagen wollte, erraten . . .

„Det is bei Dir ooch bloß det erste oder det zweite Mal,“ meinte der andere mit vollkommenem Gleichmut, „id sage Dir, man jehewnt sich daran jenau so jut, wie an wat anderes. . . . Na, un denn, wat bleibt Dir denn schließlich ooch weiter iebrig?“

„Ja, ja,“ sagte Georg tonlos, „was machen muß id ja . . . hier in Berlin bleiben, nee, det jehet vielleicht noch 'n paar Tage, aber denn . . .“

„Un Du meenst wirklich, det se hinter Dir her sind . . . weech denn die Olla bestimmt, det's Seheime waren, die nach Dir jefragt haben?“

„Na jewis!“ Georg machte eine ungeduldige Gebärde, „det war ja 'n reener Zufall, det id se in de Rothenburger Straße in Zemüjekeller getroffen habe . . .“

Er verschwieg, daß er an dem Morgen, wo er aus Ellas Wohnung kam, lange angstvoll und mit Gewißheit den Besuch

Der Polizei in seiner Wohnung voraussehend, die Straße, in der sein Haus lag, umkreist hatte; bis ihm schließlich die Wirtin, die zum Mittagessen einholen wollte, in den Weg lief.

„Un se haben auch ihre Marken jezeigt?“ fragte der Grüne, voll schlechtverhehlter Genugtuung, daß Georg nun vogelfrei und ganz auf ihn angewiesen war . . .

„Aber ja! se sagten auch, se würden wieder kommen, und die Wiemern sollte mir janisch sagen, daß se dajewesen wären, se machte sich sonst straffällig! . . .“

„Hat's Dir aber doch jesagt! . . . Na, das war wenigstens anstendig von die Frau . . . mir wundert bloß, dis se noch nich bei Deine Schwester nach Dir jesucht haben! Denn nu, wo se doch jedenfalls schon wieder da waren, in Deine alte Wohnung, un haben jesehn, Du kommst ieberhaupt nich wieder, nu wissen se doch, wat los is . . . det war nich klug von Dir, mein Zunge! . . . Hättest machen sollen, wie id Dir jesagt habe! . . .“

„Ja, Du hast jut reden! Denn säß id jekt wahrscheinlich schon in Moabit un zuppte Werch oder valeste Appelsinen-schalen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ohnmacht.

Von Otto Alischer.

Der Rebel hängt schwer im Walde. Zwischen den weißfledigen Säulen der Niesebuchen schiebt er sich hin, versängt sich hoch oben in den Blättern und fällt von da in dicken Tropfen nieder.

Der Pfad, der durch den Wald führt, immer den Höhenzug entlang, stundenlang nur zwischen Bäumen, kommt aus dem Tale, wo die Stadt und die reichen Dörfer liegen. Und führt zu den armseligen Bergdörfern hin, die an steinige Hänge, in enge Täler gedrückt sind. Weist nur arme Leute gehen diesen Pfad. Rumänen, deren Feld zu steinig ist, um sie satt zu machen, Zigeuner, die unter den Rumänen hochhaft, kein Feld haben, nur Art und Zugjage, mit denen sie auf Holzarbeit ausgehen.

Und immer, wenn der Frühling in die Täler kommt, der hohe Schnee auf den Bergen zusammenjunkt, drücken sich im Wege auf dem Höhenrücken die ersten menschlichen Fußspuren ein. Aber oft genug finden diese Fußspuren nicht ins Tal hinab, endigen auf halbem Wege, wo dann, wenn nach Wochen auch der zähe Nachwinter sich verloren hat, andere Wanderer einen Ertrunkenen finden oder auch die Anzeichen, daß hier Wölfe einen Menschen zerrissen. Dann fassen sie die Art fester, sehen jehen um sich, fluchen und beten, bis sich der Hochwald öffnet, und sie den Frühling im Tale unter sich sehen können.

Aber es ist noch Herbst. Immer dicker schleift der Rebel zwischen den Stämmen hin. Und wo die Wipfel einen Ausblick lassen, steht man die weißen Schwaden aus der Tiefe steigen, über den Grat wegstreifen und sich drüben zu einem Meer sammeln.

An einer Wegbiegung erhebt sich eine Gestalt. Sie richtet sich verkrümmt auf, streckt sich stöhnend gerade und ladet sich dann einen schweren Sad auf den Rücken. . . .

Und da taumelt Risture Seratoban erst haltlos hin und her, bis er langsam das Gleichgewicht wieder findet, wieder hinauseilt, vorgebeugt, als wolle er jeden Augenblick hinstürzen.

Die Gestalt des Zigeuners ist klein und unentwidelst. Sein fahlbraunes Gesicht greisenhaft bekümmert. Die Augen angstvoll auf den Weg gerichtet, der mit Stämmen und Steinen querüber voll von Hindernissen ist. Noch ist aber der Weg eben.

Nun aber kommen Senkungen und Steigungen in jäher Folge zwischen den Felsen empor. Des Zigeuners Schritt wird hart und stampfend, und keuchend geht sein Atem. Wie von Schwindel erfasst, bleibt er zeitweilig stehen, rückt die Last auf dem Rücken höher, und greift mit der Hand darunter, um den schmerzenden Druck auf das Kreuz zu lindern. Oder er verschiebt die Schnüre auf den Schultern weiter hinaus, bis ihm das ganze Schlüsselbein wie zerschlagen erscheint und er sich nur in stumpfer Ergebenheit hinschleppt.

Und dann beginnt er wieder rechts und links zu spähen, nach jedem Felsblock am Wege; jeden Stamm, der einen Sitz bietet, jehnsüchtig betrachtend, um aber immer wieder den Pfad entlang zu schauen, ob nicht bald die erwartete Wieße käme, die ihm sagte, daß er wieder ein gut Stüd Weges beendet.

Da, ein Schritt hinter ihm. Ein Rumäne ist's, der geht leicht und frei, hat den Rock über die Schulter gehängt, die Art im Arm. Risture wendet sich um, gibt sich eine strammere Haltung, um dem anderen nicht merken zu lassen, wie sehr ihn der Straita auf dem Rücken drückt. Und er denkt nach, wer der andere sein kann. Da fragt dieser auch schon: „Wohin gehst Du?“

„Nach Prigor.“

„Ich nach Raduleni, da haben wir beinahe einen Weg. Warst Du auf Arbeit?“

„Ja, aber es ist nicht viel zu finden. Und schlecht wird gezahlt, zu viele suchen Geld.“

„Ist recht, daß viele Arbeit suchen. Ihr glaubt sonst immer, daß man Euch fürs Schlafen bezahlen soll.“

„Bin nicht faul!“ meinte der Zigeuner erregt. „Aber ich habe eine Woche gearbeitet, Wald ausgerodet, lauter Fivergbuchen, die so viele und zähe Wurzeln haben, und was hab ich dafür bekommen? — nichts!“

Der Rumäne lacht, dann meint er pffiffig: „Kommst Du wirklich ganz ohne Geld nach Hause, he?“

„Ganz ohne Geld,“ beteuert der Kleine. „Nur vierzig Kilo Maismehl hat mir der Bauer gegeben — für eine Woche Arbeit.“

„So wenig! Eh, wenn Du so dumm bist, es zu nehmen!“

„Was soll ich machen, hab' ja dafür Geld verlangt, aber der Bauer sagte, er hätte keins. Und wenn er mir nur so viel Geld gegeben hätte, als das Mehl in seinem Dorf kostet, bei uns hätte ich mir viel mehr dafür kaufen können, denn da ist es billiger. Aber der Bauer hat sein Mehl los werden wollen, denn es ist vom alten und er hat nun ganz neues . . . Nun muß ich es auch noch über die Berge schleppen.“

„Laß es liegen!“

Der Zigeuner schweigt verbissen. Er taumelt hinter dem anderen drein, seinen Blick stier auf dem Boden, den Rücken gekrümmt, die Hände als Dämpfung hinter dem Kreuz. Nach einer Weile erst fragt er aufseufzend: „Was ist die Uhr?“

„Schon über Mittag, vielleicht kommen wir doch noch heute heim.“

„Hab' gewußt, daß es schon spät ist, hab' noch nichts gegessen.“

„Auf der Poiana urului wollen wir rasten.“

Sie schauen gleichzeitig aus, ob die Wieße noch weit sei, doch es dauert fast noch eine Stunde, bis sie anlangen. Der Rumäne sitzt schon da, Art und Zoppe neben sich, als der Zigeuner anlangt. Er müht sich eine Weile vergeblich, die Schnüre seiner Straita zu lösen, läßt ihn dann zu Boden gleiten. Und taumelt, von der Last befreit, wie aus dem Gleichgewicht gekommen.

Der Rumäne hält schon sein Mittagsmahl. Er ißt Speck und harte Eier zum Maisbrot, ißt langsam, wie einer, der keinen rechten Hunger hat, dem es aber doch der Speise wegen mundet. Der Zigeuner aber liegt platt ausgestreckt auf dem Rücken, legt sich dann mühsam auf, dreht die Schultern, streckt den Rücken und beginnt im Straita zu framen. Aber er hat nur Zwiebel zum Maisbrot, die er in dicke Scheiben schneidet und in den Mund stopft. Und bis zur Unmöglichkeit stopft er sich den Mund, voll Heißhunger ißt er und würgt, so daß ihm die Augen tränen. Als er endlich fertig geworden, seufzt er und schaut verloren hinaus.

Der Rumäne dreht sich eine Zigarette. Er hat den Tabak in einem Papier auf den Knien liegen, nimmt vorsichtig die Fäden auf und widelt sie in das dünne Blättchen.

Risture sitzt unbeweglich da und starrt auf den Tabak. Alle Linien seines bekümmerten Gesichtes haben sich um die Augen gesammelt, die auf den Tabak starren. Und als dieser wieder verschwindet, werden die Augen noch kleiner, die Linien aber zuden hin und her, verlieren sich um den Mund in tiefen Falten.

„Komm, gehen wir!“ sagt plötzlich der Rumäne.

Der Zigeuner fährt auf, wirft sich den Sad auf den Rücken, macht ein paar schwankende Schritte und folgt tappend dem andern.

Der Rumäne erzählt nun eine lange Geschichte. Er geht leicht und rasch vor dem anderen her, der ihm kaum folgen kann. Wenn er sich dabei erklärend umwendet, macht der Kleine ein paar eilige, halb laufende Schritte, wobei der Sad auf dem Rücken seinen Körper unbehilflich hin und herreißt. Da lacht der Rumäne.

Sie haben einen Gipfel überstiegen und es geht zu Tal. Steil gleitet der Pfad hinab, zwischen Geröll und scharfen Steinen, stellenweise schlüpfrig durch die Risse. Und einmal fällt auch Risture, stürzt zurück, mit dem Rücken auf den Sad schlagen, einen dumpfen Laut ausstoßend.

Sein Gefährte ist stehen geblieben und sieht ihm zu, wie er sich schwerfällig wieder aufzurichten sucht. „Warum, zum Teufel, kannst Du nicht acht geben!“ sagt er.

Aber der Kleine bringt keinen Laut hervor, nur ein Keuchen. Endlich sagt er: „Schwer ist der Straita.“

„Warum hast Du Dir das Mehl anhängen lassen!“

„Was soll ich machen, er hätte mir sonst gar nichts gegeben. Und wie hätte ich mein Recht suchen sollen, ist ja der Dorfvorstand sein Verwandter.“

„Wer ist es denn, bei dem Du gearbeitet hast?“

„Der Rosu Laitin, der an der Brücke wohnt und den großen Hof hat.“

Der andere ist herumgefahren, schaut den Zigeuner verblüfft an. Plötzlich verzieht sich sein Gesicht, er schlägt mit den Händen auf die Knie und bricht in ein Lachen aus. Und sagt endlich, noch immer unter Lachen: „Der, das ist ja meiner Mutter Bruder, von dem ich einst alles bekam.“

„D. oh,“ staunt Risture ehrfürchtig, „der ist reich, da wirst Du einst viel haben.“

Aber der andere prokt: „Glaubst Du, ich brauche es?! Hab selbst einen schönen Hof, und zwei Häuser in den Bergen und über hundert Schafe. Und Grund in der Zarina, wo der beste Boden ist. Aber wenn mir der alte Laitin seinen Hof läßt, werde ich der reichste Bauer im ganzen Tal sein.“

Eine ganze Weile geht der Zigeuner still hinter dem anderen her, dann nähert er sich ihm wieder mit ein paar laufenden Schritten und sagt demütig: „Gerr, wenn Du Arbeit hast, denk an mich.“

„Denn ich einmal schlechtes Maismehl habe . . .“ lachte der andere zurück.

Der Regen wurde stärker. Immer dichter fielen die Tropfen von den Blättern, im Weg lief schon Wasser und in den Dpanten begann es zu quirlen.

Beinahe unempfindlich waren dem Zigeuner die Schültern geworden. Im Rücken lief ihm ein Kriebeln hinab, die baumelnden Arme waren wie von Blei erfüllt, der Nacken aber schmerzte, als hätte ihm jemand mit scharfem Messer und kleinen Schnitten die Sehnen entzwei.

Doch Nisture fühlte dies kaum mehr, er dachte nur mit Angst daran, daß ihm der Regen das Weismehl verderben könne. Aber dann sagte er sich, daß er, zu Hause angekommen, das Mehl seiner alten Mutter geben werde, die es ausbreiten werde, um es zu trocknen. Er aber würde sich aufs Lager werfen und ruhen . . ruhen.

Der Rumäne war weit vorausgeeilt, verschwindet endlich ganz. Im Wald wurde es schon düster, der Nebel lag dick und trüb, verhängte den Himmel, verhängte alles. Nisture erkannte schon kaum mehr, ob er sich auf richtigem Wege befinde, aber er eilte und eilte.

Und als es schon fast völlig dunkel geworden war, der Zigeuner sich schon niederwerfen wollte, irgendwo, sich wie ein Hund zusammen zu rollen und zu schlafen, weil es ihm vor der Nacht bangte, vor dem Wege, da sah er einen Feuerschein vorne.

Eine hell lodernde Flamme, die auf eine kleine Waldlichtung fiel, auf das von gespalteten Stämmen errichtete Schutzdach von Hirten.

Nisture taumelte darauf zu. Sein Denken war wieder erwacht, ihm ward so anheimelnd zumute. Und dann stand er vor dem Feuer, lachte den Hirten, lachte seinen Begleitern blöde an, streifte den Straita vom Rücken und ließ sich am Feuer nieder.

Die anderen lachten über ihn. Sahen ihm belustigt zu, wie er taumelt, fast in die Flamme stolpert und halb besinnungslos zusammensinkt. Aber der Zigeuner achtet nicht darauf, er ist nur glücklich, daß er ruhen kann, schlafen. Schlafen . . . und langsam fallen ihm die Augen zu.

„Bei Deiner Mutter Bruder also hat er gearbeitet?“ fragt der Hirte.

„Ja, der dumme Kerl! Blagt sich eine Woche in schwerem Boden mit Wurzeln und Steinen — und läßt sich dafür nur vierzig Kilo Weismehl geben, das er noch über die Berge schleppen muß.“

Der Hirte lacht. „Hätte ihm der Alte doch wenigstens ein Pferd dazu gegeben, das ihm den Sack trägt.“

„Ja, ein Pferd auch noch mit dem verdorbenen Mehl schinden. Kommt er nach Hause, muß er es doch den Schweinen geben . . . Wenn sie es fressen!“

Der Hirte schaut auf den Sack, dann rüttelt er den Zigeuner. „Ge, Du, das Mehl ist ja ganz naß, gib es her, damit ich davon meinen Hunden loche.“

Nisture schrie auf und starrt den Hirten an. Und er erhebt sich rasch, nimmt den Straita, um ihn unter das Dach zu hängen, damit er trockne.

Die anderen lachen wieder ob der Sorgfalt: „Wie geschieht der Onkel Laitin ist, spart, betrügt die Tagelöhner, nur damit ich, wenn er stirbt, genug Geld finde“, spöttelt dabei der Rumäne.

„Und schaffst auch alles Verdorbene weg, daß Du Dich damit nicht zu ärgern brauchst, kommst Du einmal auf den Hof“, fällt der Hirte ein.

Nisture schaut die beiden verständnislos an und sinkt wieder in seinen Halbschlummer.

Auch die anderen strecken sich bequem aus. Plötzlich aber fährt der Rumäne auf, wischt sich über das Gesicht und schaut nach oben. Und ruft böse: „Du Zigeuner, bring den Straita weg, es tropft davon gerade auf mich.“

Nisture schrie wieder auf: „Wo soll ich ihn hinhängen?“ fragt er verzagt.

„Warum, zum Teufel, hast Du ihn gerade über mich zu hängen? Häng ihn hinaus.“

„D, wie soll es trocknen. Eine Woche hab ich gearbeitet, es acht Stunden über die Berge geschleppt, und nun soll das Mehl verderben?“

„Wenn Du nicht willst . . .“ Der Rumäne reißt den Sack herab und wirft ihn in den Regen hinaus.

Der Kleine stößt einen Schrei aus und will dem Sack nach. Plötzlich aber bleibt er wie erstarrt stehen, fährt leuchtend herum und stürzt sich auf den anderen. Und er krallt sich an ihm in maßloser Wut mit den Händen, mit den Zähnen fest.

Die Kämpfenden sind vor die Hütte getaumelt. Der Große sucht ärgerlich den Zigeuner abzuschütteln. Aber immer rasender wird dessen Born, immer verbissener seine Wut. Sinnlos zerrt und reißt er an dem Rumänen, sucht ihm ins Gesicht zu schlagen und seine Kehle mit den Zähnen zu fassen.

Der Rumäne schreit, flucht; doch er kann den Angreifer nicht abschütteln.

Da erholt sich endlich der Hirte von seiner Verblüffung. Er springt herzu, saßt den Wütenden, reißt ihn los und schleudert ihn mit einem Faustschlag zurück. Schmer schlägt der Wütende zu Boden.

Rum stürzt sich der Rumäne auf den Zigeuner, schlägt mit den Fäusten auf ihn los, tritt ihn mit den Füßen, bis der Hirte sagt: „Nun hat er genug, er ist ja nicht recht klug.“

„Verflucht sei seine Mutter, sein Gott, was hat er mich anzugreifen!“

„Spud“ ihn an, den Zigeunerhund, mehr ist er nicht wert.“

„Hast recht!“ Und er geht wieder in die Hütte zurück. Der Hirte folgt ihm und sie schauen nun finster nach dem Reglosen hin. Endlich erhebt sich dieser. Er wischt sich das Blut von dem Gesicht, starrt ir auf die zwei, murmelt und schluchzt. Und ächzt gequält, sucht seinen Sack, schwingt ihn auf den Rücken und läuft davon.

Ueber eine Wurzel stürzt er, rafft sich wieder auf, findet den Weg und eilt darauf hinaus, in die Nacht hinein, schwankend, den Kopf wieder weit vorgestreckt, die Schültern zurückgerissen. Eine ganze Weile noch hört man sein Murmeln und Schluchzen.

Als dies endlich verklungen ist, lassen sich die zwei wieder beruhigt und faul beim Feuer nieder. Unwillkürlich sehen sie sich an und beide spuden sie gleichzeitig verächtlich aus, von demselben Gedanken erfasst: „Wie konnte sich dieser verklümmerte Kerl wider uns auflehnen!“

Und sie werfen einen spöttischen Blick dorthin, wo er verschwunden ist.

Amerika und Afrika in literarischer Beleuchtung.

Die Literatur über ostasiatische und afrikanische, besonders nordamerikanische Kulturzustände ist wohl niemals so bereichert worden als wie gerade während des letzten Jahrzehnts. Es hat sich da ein erfreulicher Umschwung zum Besseren vollzogen. An die Stelle oberflächlicher Berichte vom „Hörenjagen“ sind gründliche auf eigenen Erlebnissen, Anschauungen und langjährigen Erfahrungen beruhende Schilderungen getreten, die sich vornehmlich mit der kritischen Darstellung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie mit der Erklärung ihrer ursächlichen Zusammenhänge befassen. Wir gewinnen nunmehr einen ganz anderen Einblick; und des Lesers Interesse an jenen Ländern wächst mit der Summe positiver Kenntnisse, die er aus diesen Büchern schöpfen kann.

Unter den jüngsten Publikationen, die vom „Schwarzen“ Erdteil handeln, verdient hauptsächlich „Christian Svarres Kongo-fahrt, eine Geschichte aus dem Urwald“ von Jürgen Jürgensen (Mitten u. Loening Literarische Anstalt Frankfurt a. M.) unsere Aufmerksamkeit. Schon allein mit dem Kongostrom verbinden sich allerlei romantische Vorstellungen. Wie nun erst, wenn wir uns im Geiste plötzlich in diese üppige afrikanische Tropenwelt hinarbeitet wähen, wenn wir die eigentümliche Schönheit der Landschaft und des Urwaldes in allem ihrem schwallen Stimmungszauber zu verspüren, die Bevölkerung in ihrem „Milieu“ lebendig vor unser Auge gerückt bekommen! Solche Wirkungen einströmen diesem merkwürdigen Buche. Sieben Jahre hat dessen Verfasser im Innern des Kongolandes gelebt, fern von allen Europäeransiedelungen — zumeist allein mit den Eingeborenen. Er kennt ihre Sprache, ihre Sitten, ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Das geheimnisvolle Wesen des Urwaldes ist ihm aufgegangen und hat seinen Niederschlag in einer dichterischen, dabei schlichten, knappen Darstellung gefunden, die nun auf den Leser eine magnetische Gewalt ausübt wie seit Multatulis „Max Havelaar“ kaum ein anderer Kolonialroman. Denn auch Jürgensens Buch rollt das Kolonialproblem auf. Darin sagt er, was er als Ergebnis seiner Erfahrungen feststellen will: wie ohnmächtig, absurd und brutal zugleich alle Zivilisierungs-Systeme sind; daß man überhaupt nicht daran denken darf, Europa den Afrikanern aufzudrängen, daß dabei vielmehr beide — sowohl die Eingeborenen wie die europäischen Beamten zugrunde gerichtet werden; und daß es nur ein gutes System gibt, kein System zu haben, indem einzig bloß versucht werden kann, die Urwaldbewohner unter Respektierung ihrer bestehenden Lebensformen der Kultivierung näher zu bringen.

Einen ähnlichen Gedanken verflücht übrigens ein anderer Afrikaner, der Deutsche Hubert Rohrmann in seinem kolonialen Zeitbild: „Kulturfern“ (Zeitbilder-Verlag, Leipzig). Der Verfasser verflücht bei weitem nicht über Jürgensens poetische und packende Sprachgewalt; eher ist sein Darstellungsstil kaufmännisch nüchtern und trocken. Gleichwohl wirkt er im höchsten Maße aufklärend durch die kühne Enthüllung gewisser Missionsstreiberien. Rohrmann schildert in seiner direkt aus dem Leben in den Kolonialstaaten Afrikas herausgegriffenen und an tragischen Momenten reichen Erzählung: wie ein kurzes Auftreten der dort gegenwärtig häufigen heidnischen Wanderpriester den Oberhäuptling eines zu dreiviertel der Bevölkerung „getauften“ Stammes, der in allen Heimberichten der Missionare jahrelang als „Hauptstütze der Missionsbewegung“ bezeichnet worden war, zum Führer eines Aufstandes macht, dem die beiden Patres und die Missionsstation selbst zum Opfer fallen. Rohrmann formuliert seine Erfahrungen so: man würde derartige Enttäuschungen nie erleben, sondern im Gegenteil weiter kommen, wenn die kolonisierenden europäischen Mächte ihre Kolonien ausschließlich nur k a n n i s c h erschließen würden und alles andere aus dem Spiele ließen. Eine tropische Kolonie sei eben nichts weiter als ein großes Geschäft, das seinem Bestzer

wirtschaftliche Vorteile einbringen soll. „Ideale“ Ziele, die in den Köpfen vieler Leute spulen, seien Luftschlöffer — und würden Luftschlöffer bleiben.

Die Amerikaner haben allerdings vor Zeiten ähnlich wie die Europäer gemacht, wie ja die Vernichtung der Indianer, der Zulas und anderer Ureinwohner gezeigt hat. Seit Jahrhunderten bildet die „neue Welt“ das Sehnsuchtsziel unzählbarer Menschenscharen von Europas und Asiens Gestaden. Kühne Freibeuter, grausame Konquistadoren, brachen sie gleich Sturzfluten in Amerika ein, um dessen Märchenschätze dem Erdboden zu entreißen und die seit Urzeiten eingewohnten Völkerschaften erbarmungslos ihrem mählichen Untergange entgegenzutreiben. . . . Längst ist dieser Erobererwahnsinn verloschen. Auf den Trümmern alter Kulturreiche baute die aus aller Herren Länder hier zusammengerottete Menschenviel Neues auf. Dieser Eroberungszug ist nicht zum Stillstand gekommen; mehr denn je schreitet Amerika auf diesem Wege fort. Allenthalben ist das Neue und Zukunftsfragende, das Bauende und Erobernde, das uns trotz alledem immer noch dort entgegentritt.

Und gerade dies alles will Ludwig Brinmann in seinem Wanderbuche: „Eroberer“ (Mitteln u. Voening, Frankfurt a. M.) den Alteuropäern vor Augen führen. Brinmann erweist sich da als ein merkwürdiger Schönheitswanderer. Wenn man die Amerikaner für seltsam nüchtern und praktisch verfahren hat: Brinmann versucht das Gegenteil zu bezeugen. Vielleicht täten wir nicht ganz unrecht, seinem Enthusiasmus einigen Skeptizismus entgegenzusetzen. Mein, er reißt den Leser unwillkürlich fort durch den dichterischen Mäusch, mit dem er die denkwürdigsten Eindrücke seiner Amerika-jahre zu sein empfundenen Erzählungen und geistreich vorgetragenen Studien verbindet hat. Er bezweckt, gemäß dem kühnen Titel seines Buches, den „Eroberungszug eines eisernen Geschlechts“ zu schildern; er will aller Welt offenbaren, daß Amerika noch nicht wirklich entdeckt ist, daß hier in Wahrheit eine neue Welt ist: ein neues Selbsttum und eine neue Schönheit des Lebens; und daß hier „eine Kraft verborgen liegt, die uns über uns hinausheben kann“. Und so erzählt er von den Regionen, die er durchwanderte: von dem „Märchenland“ im nördlichen Gebirge mit seinen Geyhern und Rieseneulen und von zauberhaften Inseln im Stillen Ozean; von den Mittagsgluten der Prärie und den wunderbaren Nacht-nächten Mexikos; von Concord, der Heimat des Dichterphilosophen Emersons, und von Coney-Island, dem Tummelplatz wahnsinnig verwirrender Massenvergnügens; von den großen Werken, deren glückliche und wechselvolle Schicksale er miterlebt hat, von dem Wiederaufbau der durch Erdbeben zerstörten Ruinenstadt San Francisco, und von der Arbeit am Panamakanal, dem „Titanenwerk in tropischer Wildnis“; vor allem aber von den kühnen amerikanischen Unternehmern, Gelben, Hirten, Indianern, Mormonenfrauen usw. usw. Wer, sagt er, sich von jenem Sturmwinde dort im fernen Westen, der von den Felsenbergen über die weiten Steppen bis zu den Ozeanen durch alle Herzen weht, tragen läßt, dem haben sich seine heimlichen feinen Sehnsüchte in jenem Orkane zum Willen der Größe, zur nieder-tretenden, aufbauenden Gier des Eroberers entsacht! So fährt ein anderer heim als jener, der vor Jahren einst fortgezogen. Durch eine neue Klasse ist er gegangen; am Neuen hat er sich genähert, mit neuen Ideen sich erfüllt, neue Werte kennen und erwägen gelernt. Reicher wird er den alten Verhältnissen gegenüber stehen; aber er wird ihnen ein Fremdling geworden sein.

Mit kritischeren Augen hat ein anderer Amerikafahrer diese neue Welt angesehen. Das ist Johannes Gaulke, ein auch unseren Lesern gelegentlich bekannt gewordener Berliner Schriftsteller, der in seinem Buche: „Im Zwischened“ (Freier Literarischer Verlag Berlin-Tempelhof 1909) ein Kulturbild aus dem Auswandererleben „entwirft“. Gaulke ging einst über's Meer, gleich Millionen anderer, die der deutschen Heimat müde und abtrünnig geworden sind, um im „freien“ Amerika für sich ein neues Lebensschifflein zu zimmern. Nicht die Gier des Ländereroberers, nicht der Ehrgeiz, dort drüben gewaltige Taten zu verrichten, lockt sie hinaus, wohl aber der Durst nach einem von Freiheit und Schönheit sicher umfriedeten Dasein. Als Träumer von einem Märchenlande wandern sie hin, um dort bald im Zusammenprall mit einer brutalen Wirklichkeit alle Hoffnungen zerflattern zu sehen. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf um die erbärmlichste Existenz, worunter aller „Spiritus“ und alles „Pflögma“, nicht selten auch jedes Bewußtsein von Menschenwürde zum Teufel geht. Um sich im gewaltigen Strudel als Schwimmer behaupten zu können, gilt es, den ganzen Ballast von Bildung und Vorurteilen, den der Europäer vom Mutterlande einer sterilen, wenn man will, reifen Kultur mitgeschleppt hat, resolut abzuwerfen — oder er wird auf den Menschenfährten amerikanischer Riesentäler gefegt, um allda elend zu versinken. Anders der Verfasser. Inmitten des sozialen und wirtschaftlichen Kampfes der Arbeiterklasse hatte sich bereits sein Schicksal geklärt. Und sofort, wie er in Amsterdam den Amerika-dampfer als „Zwischeneder“ besteigt, tut sich ihm eine Welt furcht-barster Kontraste auf. Was er da um sich her sieht, hört: Lebensschicksale, gebrochene Existenzen, hochfliegende Idealisten, Zynismus, neue Hoffnungslaute in den verschiedensten Sprachen: alles das ver-dichtet sich ihm in der Seele zu bald düsteren, bald auch tragi-komischen Szenen und Bildern. Drüben, nach der Ausdifferenzierung, beginnt nun die Hege nach Erwerb. Wie fest er sich auch anklammern mag an den Besitz von höherer Bildung, im Wahn, daß es ihm so ein sehr viel leichteres sein würde, hier eine

seiner würdige Existenz zu finden — er steht sich ge-zwungen, alles über Bord zu werfen, gleichsam den alt-europäischen Adam auszugiehen, sich innerlich und äußerlich mehrfach zu häuten, will er nicht untergehen. In New York ist er naheinander als Kellner, Photographienübermaler, Hauslehrer, Reporter usw. tätig, dazwischen wieder mittel- und obdachlos um-herirrend, schließlich kommt er nach Chicago. Hier heißt es Be-schäftigung um jeden Preis suchen. An den Fabrikatoren, wo unzählige Horden Arbeitsloser sich stauen, sieht er diese als entmenschte Tiger sich um die paar vom Portier unter die Menge geworfenen Blechmarken verzweifelt lagbalgen und raufen. Er wird Bau-arbeiter, verliert aber bald seine Arbeit, weil er's unterließ, seinen kläglichen Wochenlohn mit dem Bauführer zu teilen. In Chicago, da wird ihm offenbar, wie zwar nicht durch die Arbeit, gerade aber durch den keine Befriedigung findenden Hunger nach ihr die letzte menschliche Würde verloren geht. Nirgends geistige oder künstlerische Ideale, die der Seele den Traum von Schönheit retten. Nichts als Gelderwerb — auch die Künste sind nur Mittel zu diesem Zweck. Der echte Künstler wird zum blöden Handwerker erniedrigt. Nichts, als Treitmühle — und wieder Treitmühle. . . . Ja und was alles für Fähigkeiten und Fertigkeiten „drüben“ ge-fordert werden. Trotz alledem das Ueberangebot von Arbeit-suchern. Meistens war die Stelle schon besetzt, es waren so viele Be-dingungen daran geknüpft, daß ein Universalgenie nötig wäre, um ihnen halbwegs gerecht zu werden. „Einmal wurde ein Hauslehrer verlangt, der außer Englisch, Deutsch, Französisch auch die alten Sprachen beherrschen und außerdem mit dem Jdiom der U-einwohner Amerikas vertraut sein sollte! Honorar: An-ständige Behandlung, gutes Essen und ein wenig Kleingeld. . . . Trotzdem hatten sich Dutzende von Bewerber gemeldet! Von einem Agenten für einen neuen Scherzartikel forderte man eine nicht unerhebliche Kaution, gute Umgangsformen und Beziehungen zu „prominenten“ Kreisen. Ein Restaurant verlangte einen Kellner mit Deutnantspatent, solche von Adel bevorzugt“. . . . In der Tat: das ist ein brillanter Fingerzeig für alle im Militärstaat Preußen „schuld- und ehrenhalber“ weggejagten Gardeoffiziere von Adel. Sie wissen nun, wo sie als Stall- und Stubenreiner, Stiefel-wischer, Geschirrpuger und Mädchen für alles ihr Stammesbaumwappen wieder blank polieren können — wenn sie arbeiten wollen! . . . Obgleich der Verfasser in vielen Lebensäußerungen Amerikas nur ein Zerrbild der alten Welt sieht, so verkennt er darüber doch auch nicht, was Amerika groß und mächtig gemacht hat. „Mögen die ärmlichen Krämerseelen auch ihren Spott mit der Freiheit treiben, mögen sie die Neue Welt zu einem Zerrbild der Alten machen: — Amerika, das den lächerlichen Ballast Europas pietätlos beiseite schiebt, schreitet trotzdem vorwärts auf der Bahn der Freiheit. Es ist doch kein leerer Wahn, daß die Freiheit die Welt einst von diesem Lande aus erleuchten wird!“ Gaulke ist ein tapferer Vorkämpfer für diesen Erlösungsgedanken und sein Kulturbild „Im Zwischened“ ein brillant geschriebenes Buch!

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Eine gelungene Herzoperation gehört noch immer zu den größten Seltenheiten. Wenn man aber bedenkt, daß Ope-rationen am Herzen früher überhaupt für unmöglich galten, so muß man den Mut und die Geschicklichkeit der Ärzte bewundern, die sich an einen solchen Eingriff wagen und wenigstens zuweilen wirklich die Rettung eines sonst unter allen Umständen verlorenen Lebens erzielen. Einen solchen schönen Erfolg konnte Professor Schnitzler der Gesellschaft der Ärzte in Wien vorstellen. Ein Mann war eines Tages, scheinbar in bereits sterbendem Zustande, mit einem selbst zugefügten Stich in der Brust in ein Krankenhaus ein-geliefert worden. Die Wunde befand sich dicht an der linken Brustwarze, war einen Zoll lang und blutierte stark. Der Puls in der Hauptschlagader des Handgelenks war unspürbar. Da es sich sichtlich um einen sonst hoffnungslosen Fall handelte, schritt der Arzt mit der größten Eile zur Operation. Der Befund war derart, daß er nicht viel Aussicht auf einen erfolgreichen Eingriff eröffnete. Nicht nur der Herzbeutel war durchstochen, sondern die Wunde reichte durch die ganze Dicke in die rechte Herzkammer hinein. Trotzdem machte sich der Arzt daran, die Herzwunde mit Seiden-fäden zu vernähen, was äußerst schwierig war, da das Herz bei der Berührung heftige Bewegungen ausführte. Dann wurde auch der Herzbeutel vernäht. Wie zu erwarten war, traten schlimme Folgen ein, namentlich infolge einer Entzündung der rechten Lunge, die wieder noch mehrere Eingriffe und schließlich sogar die Heraus-nahme von zwei Rippen notwendig machte. Dennoch wurde der Mann vollständig wieder geheilt. Professor Schnitzler hatte früher schon zweimal ähnliche Operationen ausgeführt, aber ein günstiges Ergebnis nicht erzielen können. Um so auffälliger ist der Erfolg in diesem Fall, der von vornherein als verzweifelt betrachtet werden mußte. Gerade den mutigen Selbstmördern, die sich nicht eines elken Giftes oder anderer mehr schleichender Mittel bedienen, wird eben die Erreichung ihres Ziels durch die Kunst der Ärzte immer schwerer gemacht.